

Agnes Böhmelt, Claudia Johann

Gabriele Dietze, Claudia Brunner, Edith Wenzel (Hrsg.): Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-) Orientalismus und Geschlecht. Bielefeld: transcript-Verlag, 2009. 318 S., ISBN 978-3-8376-1124-3, 29,80 €

Okzidentalität ist, so bemerkt Gabriele Dietze treffend in ihrem einleitenden Aufsatz zu „Möglichkeiten und Grenzen (der) Okzidentalismuskritik“, in europäischen, also auch deutschen, Einwanderungsgesellschaften zu einer neuen Leitdifferenz geworden. Die ReKonstituierung abendländischer Identität, die von einem als bedrohlich gesetzten ‚islamischen‘/orientalisierten ‚Anderen‘ außerhalb sowie auch und vor allem im Inneren dieser Gesellschaften abgegrenzt werden soll, stellt damit den Ausgangspunkt des Sammelbandes *Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-) Orientalismus und Geschlecht* dar. Vor dem Hintergrund eines erstarkenden anti-muslimischen Rassismus (vgl. hierzu etwa auch Attia 2009) bietet das Buch, das im Anschluss an die Jahreskonferenz des DFG-Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“, *De/Konstruktionen von Okzidentalismus. Eine geschlechterkritische Intervention in die Herstellung des Eigenen am Anderen* im Sommer 2007 realisiert wurde, zahlreiche wichtige und kritische Beiträge zu gegenwärtigen ‚westlichen‘ Debatten um ‚Islamisierung‘ und Patriarchatskritik.

Die Herausgeberinnen Gabriele Dietze, Claudia Brunner und Edith Wenzel fokussieren dabei Gender und Sexualität als politische und intersektionale Kategorien, denen im machtvollen okzidental Diskurs abendländischer Hegemonieproduktion eine herausragende strategische Rolle zukommt. Geschlechterverhältnisse und insbesondere die ‚Frauenfrage‘, so Dietze (33), stellten im okzidentalistischen hegemonialen Diskurs keinen ‚Nebenwiderspruch‘ dar, sondern seine Signatur. Die angeblich vollendet abgeschlossene Emanzipation ‚der (westlichen) Frau‘ jenseits aller Fröste der Freiheit werde im Rahmen eines „okzidentalistischen Geschlechterpakts“ (ebd.) dabei zum moralischen Qualitätsmarker einer als überlegen konstruierten ‚abendländischen Kultur‘. Feministische wie konservative Debatten, die von ‚Ehrenmorden‘ sprechen ebenso wie Umfragen zu homosexuellenfeindlicher Gewalt konstruieren im Gegensatz dazu ein kulturalistisches orientalisiertes Patriarchat und eine ‚Haupttätergruppe Migranten‘, die als „ganz andere Andersheit“ (Sarasin 2003) dann Exklusionsmechanismen der westlichen Gesellschaften ausgesetzt werden können (wobei diese sich selbstverständlich nicht allein gegen männliche, orientalisch rassifizierte und heterosexuelle ‚Patriarchen‘ richten – selbstbewusst und auch widerständig Kopftuch tragende Neomuslimas sowie muslimische Queers, die in gegenwärtigen homonationalistischen Diskursen instrumentalisiert oder zum Verstummen gebracht werden, sind davon ebenso betroffen). Orientalistische Vereindeutigungen werden also gerade im Feld von Gender und Sexualität zu inhärenten Bestandteilen der „okzidentalistischen Selbstvergewisserung“ (Brunner 2008).

Kulturalismus, orientalisierendes *Othering* und nicht zuletzt die Negierung tatsächlicher kultureller Verwobenheiten setzen, so die Herausgeberinnen, den Rahmen, vor welchem sich heterogene und teils divergente Debatten, geführt in der *EMMA* und der *Siegessäule* ebenso wie von Abgeordneten der CSU, in der homogenisierenden Vorstellung des superioren okzidental Selbst vereinen.

Das für den Band grundlegende Konzept des Okzidentalismus stützt sich dabei im Besonderen auf Fernando Coronils Ansatz und dessen Thesen zur hegemonialen abendländischen Repräsentation kultureller Unterschiedlichkeiten als ständig erneuerte Polarität zwischen einem okzidental Selbst und einem orientalisierten Anderen (vgl. 13). Okzidentalismuskritik soll dahingehend eine theoretisch-epistemische und politische, korrektive

Perspektive auf jene Praxen bilden, mit welcher sich die so hergestellten Asymmetrien von Macht- und Herrschaftsverhältnissen hinterfragen lassen. Dietze betrachtet Okzidentalismus dabei auch als einen „Meta-Rassismus der Eliten“ (32). Gerade deutsche „Bildungseliten“, so die Autorin, legitimieren eigene diskriminierende Gewalt mit einer angeblich zwingend postfaschistischen Position und kleiden ihren Rassismus in selbsterklärt sachkundige „Problematisierungsdiskurse“ auf ‚offensichtliche‘ Schwierigkeiten. So schieben sie gleichzeitig „fremdenfeindliche Ressentiments“ auf die „so genannten bildungsfernen Schichten“ ab (vgl. 32).

Nach ihrem Grundzüge der Debatte nachzeichnenden einleitenden Aufsatz sowie einem ausblickenden Beitrag von Coronil, der in einer „utopischen Kritik des Globalzentrismus“ (74) Okzidentalismus- mit Kapitalismus- und Imperialismuskritik zu verknüpfen sucht, gliedert sich der Sammelband in drei Kapitel, in denen „okzidentalistische Praktiken der Gegenwart“, „präsenste Vergangenheiten“ und „theoretische Nachbarschaften“, insbesondere zu *Critical Whiteness Theory*, Postkolonialer und *Queer Theory* diskutiert werden.

Im ersten Kapitel wird der Frage nachgegangen, inwiefern dem eigenen Selbstverständnis nach gegenhegemoniale, darunter vor allem feministische, Positionen selbst auch abendländisch-identitäre Selbstvergewisserungen (Marx) betreiben, wenn sie sich unter dem Signum der Patriarchatskritik zu ‚Islam‘ und ‚Islamismus‘ positionieren, und inwiefern sie von hegemonialen Diskursen im Namen ‚der‘ Demokratie funktionalisiert bzw. internalisiert werden (Heidenreich/Karakayali). Dass politische Debatten um Migration, Integration und angebliche Kulturkonflikte tatsächlich in einer kolonialen und eurozentristischen Tradition stehen, die der eigenen kulturellen, ökonomischen, politischen und moralischen Überhöhung dien(t)en und so Ansprüche und Definitionsmacht zu legitimieren versuchen, veranschaulichen Kien Nghi Ha in seinem Aufsatz zu „deutscher Integrationspolitik als kolonialer Praxis“ und Nazli Hodaie in ihrer Analyse deutscher Stimmen im so genannten Karikaturenstreit. Yasemin Yıldız thematisiert in der Überarbeitung ihres Aufsatzes „Keine Adresse in Deutschland?“ aus dem Jahr 1999 sprachliche Phänomene der Adressierung als Bestandteil subjektivierender Zugehörigkeits- und Ausgrenzungspraxen. In ihrem an Althusser und Butler angelegten Verständnis der ebenso unterwerfenden wie Handlung ermöglichenden Ambivalenz von Anrufungen wird gleichzeitig die Möglichkeit widerständiger Strategien aufgezeigt. Dabei scheint um die Jahrtausendwende herum ein ‚neues‘ Subjekt die gesellschaftspolitische Arena europäischer wie deutscher „Ausländerdiskurse“ (Heidenreich 2006) betreten zu haben: der/die Muslim/a. Institutionalisiert wurde diese Figuration dabei rasch und insbesondere durch Einrichtungen wie die Deutsche Islam Konferenz, deren Aushandlungen von Geschlecht und Identität nicht-muslimischer und muslimischer Frauen in Deutschland von Schirin Amir-Moazami betrachtet werden. Anlehnend an Wendy Browns Infragestellung der Toleranz als politischer Tugend analysiert sie Toleranzkonzepte im Zusammenhang mit Integrationseinladungen als normalisierende Faktoren in einem Pluralitätsdiskurs, dessen normatives Zentrum ein notfalls auch unter Zwang zu verteidigendes universalistisches, tatsächlich aber abendländisches Freiheitsdiktum bildet.

Im zweiten Kapitel wird der Fokus nochmals und explizit auf die Historizität abendländischer Alteritätsdiskurse gelegt, wobei Kontinuitäten zwischen Vergangenheit und Gegenwart ausgeleuchtet werden. Dazu sucht Lisa Lampert-Weissig in ihrem Aufsatz nach den „gemeinsamen Wurzeln von Frauenfeindlichkeit und Antisemitismus“ und deren Rolle bei der Herausbildung des binären Gegensatzes von ‚Orient‘ und ‚Okzident‘. Isabell Lorey analysiert am Beispiel des Umgangs mit Leprakranken die Bedeutung von Krankheit, Seuche und Immunisierung in der Konstitution politischer Kollektive und Identitäten und verknüpft in ihrer Foucault-informierten Analyse der Paradoxien „ansteckender Heilsverspre-

chen“ christlich-eschatologische Theorien mit ausschließenden Einschließungspraktiken der Integration von aus-sätzigen ‚Kranken‘ und der Exklusion von Juden und Jüdinnen. Susanne Lanwerd überprüft, inwiefern sich abendländische theologische Säkularisierungskonzepte mit den Islam feminisierenden (Neo-)Orientalismen in der Konzeption einer zu überwindenden Weiblichkeit verbinden. Anette Dietrich schließlich arbeitet in ihrem Beitrag die okzidentalistische Selbstkonstituierung der weißen bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland heraus, deren Emanzipation allzu oft über koloniale und rassifizierende Abgrenzung erfolgt(e).

Das dritte und letzte Kapitel versucht Parallelen zu ziehen zwischen einer Okzidentalismuskritik und Ansätzen der *Queer Theory*, *Critical Whiteness Studies* oder der Postkolonialen Theorie. Manuela Boatcă lotet in ihrem Aufsatz die Bedeutung der Kategorie Geschlecht innerhalb imperialer Logiken aus und vermisst insbesondere den Rahmen globalisierungskritischer Entwicklungen postkolonialer Perspektiven. Ina Kerner fragt nach den epistemologischen und politischen Voraussetzungen des weißen ‚westlichen‘ Feminismus, die für okzidentalistische Denkstrukturen und ein vorgebliches Nicht-Wissen der Dominanzkultur verantwortlich sind. Jenseits des Anspruchs und eines vereinnahmenden Versprechens „organischer Schwesternschaft“, so ihr Appell, muss sich der okzidentale Feminismus den Herausforderungen der Feminismen des globalen Südens, postkolonialer Kritik und einer selbstreflexiven Auseinandersetzung mit der eigenen abendländisch-weißen Positionierung stellen, um angesichts einer zunehmenden Komplexität globaler Machtgefüge nicht in selbst-, da europäisch zentrierter Bedeutungslosigkeit zu verschwinden. Dass queere Zeiten „noch queerere Modalitäten des Denkens, der Analyse, der Kreativität und des Ausdrucks“ verlangen, ist auch der Ausgangspunkt für Jasbir K. Puar's Nachdenken über „terroristische Assemblagen“. In ihrem Text problematisiert sie die Anschlussfähigkeit majorisierter queerer bzw. LGBT-Politiken an konservative und nationalistische Positionen im Rahmen des gegenwärtigen *War on Terror*. Dabei wird Queer paradoxerweise zum Label bzw. als Ausdruck einer abendländisch-homonationalistischen Identität re/definiert und damit zählbar gemacht. Im Gegensatz dazu öffnet Puar (wieder) die widerständigen Potentiale queerer Analysen und Kritik und gemahnt an deren eigentliche Komplexität, indem sie sie auf Figurationen orientalisierter/‘islamischer‘ terroristischer Bedrohungen anwendet. Rey Chow's Plädoyer für ebenso humanistische wie kapitalismuskritische Analysen fokussiert abschließend die Notwendigkeit einer Okzidentalismuskritik, die gleichermaßen Ökonomiekritik ist, da abendländischer Selbstkonstitution doch die Ausbeutung und Unterdrückung global Marginalisierter inhärent war und ist.

Der Sammelband, so Dietze, Brunner und Wenzel, stellt einen Versuch dar, ‚westliche‘ Repräsentationsstrategien der ‚Anderen‘, (Neo-)Orientalismen und implizite Konstruktionen eines ‚okzidentalen Selbst‘ zueinander in Beziehung zu setzen, um den Weg für eine „eigene Verantwortlichkeit“, insbesondere der Darstellung und im epistemisch-politischen Handeln zu ebnet (vgl. 14). Diese ist eine von mehreren Aussagen, die unklar erscheinen lassen, ob die Herausgeberinnen die Kritik des Okzidentalismus in erster Linie als ein Arbeitsfeld ‚westlich‘-europäischer beziehungsweise weiß positionierter Personen (Akademiker_innen) verstehen. Tatsächlich wird allerdings allein in der Auswahl, den heterogenen Autor_innenpositionen des Bandes klar, dass es bei diesem Projekt um mehr und um anderes geht als allein um „hegemoniale Selbstreflexion“ (vgl. Dietze 2006). Damit ist die *Kritik des Okzidentalismus* auch wichtig und lesenswert im Zusammenhang eines postkolonialen *Talking Back* und der (zweifelloso für alle geltenden) Notwendigkeit, Orientalismen als ein abendländisches rassistisches Phänomen und Problem zu markieren.

Literatur:

- Attia, Iman (2009): „Diskurse des Orientalismus und antimuslimischen Rassismus in Deutschland“, in: Melter, Claus; Mecheril, Paul (Hrsg.): *Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung*, Schwalbach/Ts., S. 146-162.
- Brunner, Claudia: *Sinnformel Selbstmordattentat. Epistemische Gewalt und okzidentalistische Selbstvergewisserung in der Terrorismusforschung*, Unveröffentlichte Dissertation, Wien 2009.
- Dietze, Gabriele: „Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion“, in: Tißberger, Martina; Dietze, Gabriele; Hrzán, Daniela; Husmann-Kastein, Jana (Hrsg.): *Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus*. Frankfurt am Main u.a. 2006, S. 219-248.
- Heidenreich, Nanna (2006): „Von Bio- und anderen Deutschen: Aspekte der V/Erkennungsdienste des deutschen Ausländerdiskurses“, in: Tißberger, Martina; Dietze, Gabriele; Hrzán, Daniela; Husmann-Kastein, Jana (Hrsg.) (2006): *Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus*. Frankfurt am Main u.a. 2006, S. 203-217.
- Sarasin, Philipp: *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*. Frankfurt am Main 2003.

Thomas Viola Rieske

Detlef Pech (Hrsg.): Jungen und Jungenarbeit. Eine Bestandsaufnahme des Forschungs- und Diskussionsstandes. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 2009.

276 S., ISBN 978-3-8340-0591-5, 19,80 €

Im vergangenen Jahrzehnt sind die Lebenssituation und Lebensweisen von Jungen vermehrt öffentlich debattiert und vor dem Hintergrund der Globalisierung von Markt- und Konkurrenzökonomien, der feministischen Infragestellung patriarchaler Verhältnisse und der Transformation von Qualifikationsanforderungen und Tätigkeitsfeldern zum Einsatz in Verhandlungen von Geschlecht, Bildung und sozialer Ungleichheit geworden. Das gleiche gilt für das weniger bekannte, bereits seit mehr als 20 Jahren bestehende pädagogische Handlungsfeld Jungenarbeit, in welchem Angehörige der außerschulischen Jugendbildung, offenen Jugendarbeit, staatlicher Bildungseinrichtungen und Sozialwissenschaften über die pädagogische Begleitung von und Intervention in Jungenleben streiten. Das Anliegen des vorliegenden Bandes ist es, angesichts der starken diskursiven Präsenz von ‚Jungen‘ einerseits und der geringen wissenschaftlichen Fundiertheit des kleinen und differenzierten Feldes der Jungenarbeit andererseits die theoretische Auseinandersetzung innerhalb und mit der Jungenarbeit zu fördern und Forschungsbedarfe zu formulieren. Die Beiträge befassen sich mit Diskursen über Jungen, Konzepten der pädagogischen Arbeit mit Jungen sowie der Lebenssituation und den Praktiken von Jungen selbst, so dass als übergreifendes Thema die Arbeit über, mit und von Jungen formuliert werden kann.

Mart Busche und Michael Cremers formulieren die vielfältigen, von verschiedenen Dominanzverhältnissen gekennzeichneten Lebenswirklichkeiten von Kindern und Jugendlichen als Ausgangspunkt einer intersektional orientierten Jungenarbeit. Deren wesentliche Ziele sehen sie in der Benennung und Hinterfragung von Ausschlüssen und Stereotypen sowie der Initiation eigenständiger Entwicklungen. Folgerichtig stellen sie mit „Jungen_“ eine

Schreibweise vor, um das „Nicht-Sagbare, Nicht-Definierte, Widersprüchliche und über Zweigeschlechtlichkeit hinausweisende deutlich zu machen“ (26) und „Verschiedenheit für den einzelnen Jungen_ lebbar zu machen“ (26). Es ist zu hoffen, dass diese Überlegungen mitsamt der Forderung der Autor_innen, feministische Theorien als Anregung statt als Abgrenzung zu nutzen, in der Jungenarbeit Verbreitung finden.

Als Ausgangsproblem von Jungenarbeit in Schulen sieht Astrid Kaiser Geschlechterstereotypen. Eine „Unterprivilegierung des männlichen Geschlechts“ (37) nimmt sie als gegeben, allerdings sollte diese nicht dramatisiert und mittels anderer sozialer Kategorien relativiert werden. Sie favorisiert individualisierende Unterrichtsstrategien und ein Anknüpfen an Kompetenzen von Jungen, wie zum Beispiel das freiheitliche Potential der bei Jungen häufig vorfindbaren Infragestellung von Normen und Regeln. Wenn Kaiser die Forderung nach einer Integration von Bewegung in das allgemeine Lernen mit der hohen Bedeutung sportlicher Aktivitäten für Jungen begründet, fällt sie allerdings hinter ihren Anspruch zurück, Pauschalisierungen zu vermeiden.

Hinsichtlich der Situation von Jungen in Kindertageseinrichtungen konstatiert Tim Rohrmann einen Mangel an Konzeptentwicklung, die er mit einer mangelnden Genderkompetenz der Fachkräfte und einer Geringschätzung der Institution als lediglich betreuend statt bildend erklärt. Entgegen dem verbreiteten Ausschluss von Frauen aus Jungenarbeit fordert er die Partizipation aller Geschlechter an Jungenarbeit ein. Voraussetzung für männliche wie weibliche Fachkräfte seien ein Sich-Einlassen-Können auf Jungen, eine Reflexion der eigenen vergeschlechtlichten Interaktionsformen, eine Auseinandersetzung mit der Heterogenität von Jungen sowie die Arbeit auf struktureller Ebene.

Gegen die Selbstverständlichkeit der männlichen Leitung wendet sich auch Detlef Pech in seinem Plädoyer für die Ausrichtung von Jungenarbeit an den potenziell auch die Unterstützung durch Frauen einschließenden Interessen von Jungen. Die Verwendung von Jungenarbeit innerhalb von Schulen sieht er dementsprechend kritisch, weil diese aufgrund ihrer Bewertungs- und Selektionsfunktion nicht die Entfaltung einzelner Subjekte anstreben könne. Unklar bleibt, inwiefern sich Pechs Verständnis von Jungenarbeit – das Aufzeigen von Möglichkeitsräumen unter Reflexion des Systems heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit – tatsächlich von dem unterscheidet, was er als instrumentalisierend kritisiert: durch Jungenarbeit eine „'gewünschte' Entwicklung zu initiieren oder anzustreben“ (81). Lesenswert ist dieser Beitrag dennoch, insbesondere aufgrund der konsequenten Orientierung an den Perspektiven von Jungen.

Benedikt Sturzenhecker führt zur Diskussion von Konzepten die Dimensionen Normativität und Offenheit des Settings ein. In der offenen Kinder- und Jugendarbeit und der Jugendverbandsarbeit sei eine an Freiwilligkeit orientierte, inhaltlich-methodisch offene Vorgehensweise angemessen, welche durch das Aufgreifen der Themen von Jungen auf Engagement und Reflexivität stoßen würde. Prinzip der pädagogischen Arbeit und der Gestaltung von Rahmenbedingungen solle Geschlechterreflexivität im Sinne der Wahrnehmung und Spiegelung von Geschlechterinszenierungen sein.

Uli Boldt formuliert in seinem Beitrag zur Frage der Männerarmut in Schulen einen Forschungsbedarf hinsichtlich der vielfältigen „Ursachen für die schwierige Situation von Jungen in den Schulen“ (103) und der Bedeutung des Geschlechts von Lehrkräften für Jugendliche. Die Notwendigkeit männlicher Lehrkräfte begründet er dementsprechend damit, dass Männer am wirkungsvollsten mit Jungen über das Ausdrücken von Gefühlen reden könnten, während Frauen die „Annäherung an männliche Lebenswelten ... schwerer“ falle (113).

Corinna Voigt-Kehlenbeck sieht in den Sozialisationserfahrungen von Frauen eher eine Herausforderung als ein Hindernis und wünscht sich Männer in der Pädagogik als Aushandlungspartner und als Modelle für Jungen, „sich den Normvorgaben zu entziehen“ (135). Als zentrale Probleme von Jungenarbeit sieht sie die „Versämtlichung“ von Jungen in Aussagen wie „Jungen sind ...“ und die Verdeckung von Konfliktursachen wie z.B. der hierarchischen Anordnung von Männlichkeiten. Sie sieht Geschlecht als Bewältigungsanforderung und formuliert als Ziel genderreflexiver Pädagogik die Befähigung von Jungen, „eigene Gefühle und Interessen zu lokalisieren, diese verhandeln zu können und sich im Falle von Verunsicherung Hilfe holen zu können“ (134).

Stephan Höyng sieht die Frage nach Gleichheit/Differenz der Geschlechter als zentrales Thema von Fachdebatten und stellt eine an Gleichstellung orientierte Programmatik der Jungenarbeit vor. Diese wolle Jungen von geschlechtsbezogenen Erwartungen befreien und ihnen die Möglichkeit geben, „mehr sie selber zu sein“ (147), wozu die Wahrnehmung von selbst ausgeübter oder erfahrener Gewalt wesentlich sei. Weiterhin zentral sei die Ermöglichung von Selbstwert in Phasen ohne Erwerbstätigkeit angesichts der bestehenden „kaum sozialen Marktwirtschaft“ (150). Auch Höyng fordert die Reflexion von Pädagog_innen über eigene Verwicklungen in Geschlechterhierarchien.

Jürgen Budde stellt eine an Connell und Bourdieu orientierte Perspektive auf Jungen(-arbeit) als Herstellung sozialer Positionierungen vor. Schulische Probleme von Jungen sieht er als Resultat von Männlichkeitsinszenierungen, welche zwar mit schulischen Leistungsanforderungen konfliktieren, langfristig aber strukturelle Vorteile erbringen. Anhand von Unterrichtsbeobachtungen zeigt er die – geschlechtsunabhängige – Beteiligung von Lehrkräften an Geschlechterstereotypisierungen auf und fordert eine individualisierte, partizipative und schüler_innenorientierte Unterrichtsgestaltung.

Michael Herrschelmann präsentiert Ergebnisse einer Befragung von Jungen einer Hauptschule zu ihrem Umgang mit GangstaRap. In den Interviews zeigen sich zahlreiche Nutzungsweisen wie z.B. Gefühlsregulierung, Männlichkeitsherstellung, Lösung aus problematischen Lebenssituationen sowie die Vermittlung von eigenen Entwicklungsprozessen im Rahmen eigener Musikproduktion. Die emotionalen Debatten über die Wirkungsweisen von GangstaRap unter Erwachsenen sieht er im Lichte dieser Ergebnisse als selbst hinsichtlich darin enthaltener Projektionen untersuchungsbedürftig.

Mona Motakef kommt in einer menschenrechtsbasierten Betrachtung der Bildungschancen von Jungen zu dem Ergebnis, dass relative Armut und Bildungsferne der Eltern die bedeutendsten Faktoren in der Behinderung von Bildung seien. Nur bei Vorliegen dieser Risikolage und eines Migrationshintergrunds komme Männlichkeit als erschwerender Faktor hinzu. Da schulischer Erfolg in solchen Fällen selten als aussichtsreiche Bewältigungsstrategie erlebt werde, sei neben Forschung zu pädagogischen Strategien auch die Entwicklung sozialpolitischer Inklusionsmaßnahmen erforderlich.

In einer Übersicht zum internationalen Forschungsstand illustrieren Ruth Michalek und Thomas Fuhr die breit gefächerte Jungenforschung aus dem englischsprachigen und skandinavischen Raum. Wesentliches Ergebnis sei die Kontraproduktivität geschlechterdichotomisierender Perspektiven, die häufig politische und pädagogische Programme bevölkern. Inwiefern einzelne Erkenntnisse nationenübergreifend verwendbar sind, sei jedoch bislang ungeklärt und angesichts der These der Kontextabhängigkeit von Geschlechterkonstruktionen fraglich.

In ihrem zweiten Beitrag präsentiert Corinna Voigt-Kehlenbeck den Stand der Jungenforschung, wie er von ExpertInnen wahrgenommen wird. Neben einer kritischen Diskussion

einzelner Studien und in der Praxis verbreiteter Annahmen problematisiert die Autorin die Reduktion der Diskussion über Jungen auf Probleme in der Schule und Gewalterscheinungen. An Stelle von erwachsenenzentrierten Diskussionen müsse eine adressatenorientierte, nicht homogenisierende Forschung treten, welche die komplexen Lebenszusammenhänge von Jungen untersucht.

Im abschließenden diskursiven Fazit antworten die meisten Autor_innen des Bandes auf die Frage des Herausgebers, ob Diskussionen über Jungenarbeit durch eine Didaktik der Jungenarbeit im Sinne der Frage, „wer was wann mit wem wo wie womit warum und wozu lernen soll“, ermöglicht werden können. Angesichts der spannenden und vielfältigen Beiträge ist Pechs Frage produktiv. Die Antwort darauf dürfte jedoch nein lauten, denn bereits die darin enthaltene Annahme, dass es in Jungenarbeit um Lernen geht, wird strittig beantwortet.

Die Debatten und Forschungen zu Jungenarbeit sind, das zeigt der Band, spannend, vielfältig, widersprüchlich und lückenhaft. Spannend sind die Beiträge dort, wo sie verbreitete Annahmen in Frage stellen und ein Interesse an Jungen_ jenseits eigener Wünsche und Projektionen formulieren. Ärgerlich sind sie dort, wo sie pauschalisieren und die Pluralität von Geschlechtern und Hierarchien zwischen verschiedenen Geschlechterexistenzen unberücksichtigt lassen. Neben den benannten Wissens- und Institutionalisierungslücken der Arbeit von und mit Jungen wäre verstärkt auch die Arbeit über Jungen zu untersuchen: Wer thematisiert wann wie warum wozu mit welchen Mitteln, welchem und wessen Wissen, welchen Effekten und in welchen Bündnissen Jungen_? Angesichts der vielen auf pädagogische Arbeit und Bildungsinstitutionen bezogenen Programmatiken in diesem Band wäre außerdem vermehrt zu diskutieren, inwieweit der Ruf nach Bildung zu einer Vernachlässigung anderer Strategien zur Bekämpfung sozialer Ungleichheit führt.

Vielfalt, Versäntlichung, Hierarchien, Dominanz, Ausschlüsse, Normativität, Subjektivität bleiben weiterhin die Dauerbaustellen von Jungen_arbeit. Das lesenswerte diskursive Fazit inspiriert hoffentlich dazu, trotz der zahlreichen Differenzen möglichst jenseits konkurrenzförmiger Definitionskämpfe Allianzen für eine zweifellos anstrengende, nichtsdestotrotz weiterhin notwendige Arbeit an den Grenzen von Jungen_ zu bilden.

Eva Kaufmann

Ursula Schröter, Renate Ullrich, Rainer Ferchland: Patriarchat in der DDR. Nachträgliche Entdeckungen in DFD-Dokumenten, DEFA-Dokumentarfilmen und soziologischen Befragungen. (Reihe Texte/Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd.65) Berlin: Karl Dietz Verlag, 2009. 192 S., ISBN 978-3-320-02210-5, 14,90 €

Die Publikation „Patriarchat in der DDR“ knüpft an die von Ursula Schröter und Renate Ullrich 2005 veröffentlichte Studie „Patriarchat im Sozialismus?“ an, in der es um Frauenforschung in der DDR, d.h. um einen thematischen Komplex ging. Die neue Studie erörtert den Zusammenhang von DDR und Patriarchat unter unterschiedlichen Aspekten: „Die DDR-Frauenorganisation im Rückblick“ (Schröter), „Frauen in DEFA-Dokumentarfilmen“ (Ullrich) und „Von der Endzeit zur Umbruchssituation. Gender-Aspekte 1987/88 und 1990 in der DDR“ (Ferchland). In allen drei Fällen geht es darum, „mit anderen Quellen auch andere Zeiträume der DDR-Existenz“ (9) zu untersuchen. Entsprechend der unterschiedlichen Beschaffenheit des dokumentarischen Materials variiert die Darstellungsweise der drei Texte beträchtlich.

Laut Vorwort geht es „in erster Linie um Geschlecht als Kategorie sozialer Ungleichheit, so wie wir sie heute aus authentischen DDR-Dokumenten ableiten können,“ und insofern „um ausgewählte Aspekte der Geschlechterpolitik bzw. der Geschlechterverhältnisse unter DDR-Bedingungen.“ (7) Nur gelegentlich wird ein knapper Vergleich von Geschlechterverhältnissen in der DDR und der (alten) BRD angestellt. Die Veränderung im Titel (*in der DDR* anstelle von *im Sozialismus*) trägt der Tatsache Rechnung, dass es weltweit mehr als zwei Formen des Patriarchats gab und gibt. Die VerfasserInnen hoffen, dass „kommende Generationen sich sowohl für den Chancenreichtum als auch für die Grenzen der Geschlechterpolitik im ersten deutschen Sozialismusversuch interessieren werden.“ (8)

U. Schröter skizziert anhand von Dokumenten des DFD (Demokratischer Frauenbund Deutschlands), d.h. von offiziellen Unterlagen aus den ersten zwei Jahrzehnten der DDR-Existenz, das Verhältnis von Frauenorganisation und SED-Partei- und Staatsführung. Dass letztere daran interessiert waren, die Frauenorganisation nach ihren Vorstellungen zu lenken, versteht sich angesichts des DDR-Herrschaftskonzepts von selbst. Das vorgeführte Material zeigt, wie unsicher die Führenden, fast ausschließlich Männer, im Umgang mit den organisierten Frauen und dem „anderen Geschlecht“, also mit reichlich 50% der Bevölkerung insgesamt, waren. Der Initiativreichtum und der unschätzbare gesellschaftliche Nutzen der vielen „von unten gewachsenen“ (17) Frauenausschüsse in Ost und West in der unmittelbaren Nachkriegszeit lag auf der Hand. Im November 1947 wurden die 7451 Frauenausschüsse in Ost und West mit dem im März 1947 in Ost-Berlin gegründeten gesamtdeutsch angelegten DFD verschmolzen. Der Zickzackkurs der DDR-Führung in den 50/60er Jahren erklärt sich aus dem Widerspruch, möglichst viele Frauen für den Aufbau gewinnen und zugleich ihre Selbständigkeit verhindern bzw. einschränken zu wollen. Frauen sollten unabhängig von ihrer weltanschaulichen Orientierung und sozialen Stellung herangezogen, gleichzeitig sollten bürgerliche Einflüsse ferngehalten werden. Dieser Widerspruch ergab sich nicht zuletzt aus der Tradition der marxistischen Arbeiterbewegung, aus dem Axiom ‚Klasseninteresse vor Geschlechtsinteresse‘ bzw. ‚Haupt- und Nebenwiderspruch‘. Anhand vieler Dokumente zeigt Schröter ein permanentes Hin und Her in Bezug auf Frauenausschüsse und die Frauenkongresse 1961 und 1964, auf die Ansiedlung von „Frauenausschüssen zweiter Art“ in Betrieben oder in Wohngebieten, auf die verworrenen Kompetenzverhältnisse zwischen DFD und anderen Massenorganisationen (vor allem FDGB und Nationale Front) usw. usf.

Der DFD wurde immer wieder aufgefordert, „Probleme der Erleichterung des Lebens nicht so in den Vordergrund zu stellen“ (51), sondern ‚ideologische Unklarheiten‘ der Frauen – die große Mehrheit der DFD-Mitglieder war parteilos – auszuräumen. Wie in der DDR-Gesellschaft überhaupt ging es in der Frauenpolitik unentwegt um Erziehung. Offensichtlich gibt es nur wenige Dokumente, die von Umerziehung von Männern handeln. Auffällig deshalb die Kritik Lotte Ulbrichts, damals Mitglied der Frauenkommission im ZK der SED, an der Rückständigkeit von Männern, namentlich am „Spießbürger, der bei vielen Sozialisten noch unter der Oberfläche steckt.“ (27) Ebenso waren nur wenige offizielle Dokumente zu finden, die eigenständige und deshalb unbequeme Vorstöße von Funktionärinnen wie z.B. von Maria Weiterer (15) oder Maria Rentmeister (56f.) belegen. Die DDR-Verhältnisse als Patriarchat zu bezeichnen, mindert die Leistungen der vielen Frauen nicht, die mit den von ‚Oben‘ vorgegebenen Zielen und Möglichkeiten durchaus ihre eigenen Interessen verfolgten. Durch eigene qualifizierte Ausbildung und Berufstätigkeit vom Mann unabhängig zu sein, Krippen- und Kindergartenplätze, sowie Maßnahmen der Frauenförderung auf den verschiedenen Ebenen nutzen zu können, mit Hilfe der Pille und des Schwangerschaftsabbruchs den individuellen Lebensplan in den gegebenen sozialökonomischen und politi-

schen Grenzen bestimmen zu können, prägte die weibliche Existenz in diesem speziellen ostdeutschen Patriarchat. Für die Begrenztheit dieser Art der Emanzipation hatten wenige DDR-Frauen ein Bewusstsein entwickelt. Entsprechende „Aufklärung“ lag den DDR-Instanzen, nicht zuletzt dem DFD, fern. Für das, was historisch notwendig und vernünftig war, sollten sich die Frauen unentwegt bedanken.

Feministische Vorstellungen versuchte das fürsorgliche Patriarchat weitgehend fernzuhalten; z.B. durfte Simone de Beauvoirs großes Buch „Das andere Geschlecht“ erst 1989 erscheinen, als die DDR am Ende war. Das nennt man wohl Ironie der Geschichte. Dennoch hatte sie in die DDR hineingewirkt, vor allem durch die Vermittlung durch Schriftstellerinnen (Wolf, Wander, Morgner u.a.m.), auf die Ullrich ausdrücklich hinweist. Seit den 70er Jahren hatten zahlreiche Autorinnen, selbst in der DDR mit allen Mühen emanzipiert, neue und alte Widersprüche in den Geschlechterverhältnissen mit breiter Wirkung zur Sprache gebracht, z.B. auch auf Frauen, die Ende 1989 den UFV (Unabhängige Frauenverband) gründeten. In der Euphorie des Aufbruchs artikulierten viele von ihnen, vor allem junge Frauen, die nicht nur mit dem DFD wenig im Sinn gehabt hatten, dass sie in ein anderes Patriarchat geraten und dabei mehr verlieren als gewinnen könnten.

Renate Ullrich hat ein Material ausgewählt, das diejenigen ins Bild setzt und zu Worte kommen lässt, über die in den Dokumenten und Beschlüssen des vorangegangenen Beitrags beschlossen und verfügt worden war. Dort Objekte, treten Frauen hier als Subjekte auf. Die vorgestellten Filme bieten, was keine noch so ausgefeilte statistische Erhebung (siehe Ferchland) kann: Sie rücken Individuen ins Bild, Frauen in ihrem Arbeits-, z.T. auch privaten Umfeld. Gezeigt wird, dass und warum die befragten Frauen mit ihrer Lage zugleich zufrieden und unzufrieden waren (65). Ullrich gibt in ihrer „Vorbemerkung“ und den „Gedanken zum Schluss“ präzise Auskünfte über die Absichten bzw. die Ergebnisse ihrer in 3 Kapitel gegliederten Untersuchung. Der 1. Abschnitt enthält ausführliche Betrachtungen über den Film „Winter adé“ (1988) von Helke Misselwitz, der 2. eine Übersicht über „Frauen und DEFA-Dokumentarfilme 1946-1992“, die die stetig wachsende Zahl von Frauen hinter und vor der Kamera belegt, und der 3. Überlegungen zu Dokumentarfilmen von Jürgen Böttcher von 1963, 1972, 1987 und 1978, zur Langzeitdokumentation „Wittstock, Wittstock, Wittstock“ von Volker Koepp und zur Entstehungsgeschichte von „Katrins Hütte“ (1991) von Joachim Tschirner.

Mit dem Verweis auf literarische Frauenprotokolle (Maxi Wander) nennt Ullrich die Arbeit von Misselwitz „eine Reihe von [15] Frauenprotokollen“ (68). Im Film wirkt nicht nur, was die Frauen aussprechen, sondern all das, was die Kamera einfängt an Körpersprache und „Milieu“, z.B. auch die unsäglichen Arbeitsbedingungen der Frau in einer Braunkohlen-Brikettfabrik. Die meisten befragten Frauen haben ein schwach entwickeltes Verständnis von ihrer persönlichen Lage und von den für selbstverständlich gehaltenen männlich geprägten Strukturen. Dagegen hinterfragen jüngere Vorzeigefrauen wie Hillu oder im Film von Tschirner die Blockwalzerin und Volkskammerabgeordnete Katrin, die in die politischen Mechanismen hineingerochen haben, die als Missverhältnisse empfundenen Riten des täglichen politischen Lebens. In diesen Filmen gewinnt der Alltag großes Gewicht, weil Frauen als ganzer Mensch reagieren. Mehrere jüngere Frauen schätzen ihr konfliktreiches Leben, weil sie es dem ihrer Mütter und Großmütter vorziehen. Misselwitz hat die Frauen „ausdrücklich nicht nach ihren Meinungen zum erreichten Stand der Gleichberechtigung“ befragt, sondern einfach „nach ihrem Leben, nach Ängsten und Hoffnungen“. Die Frauen reden weniger über Erreichtes, das sie für selbstverständlich halten, sondern über „Defizite“ (72).

Nach Ullrich ist die Motivation der Kollegen Böttcher, Koepp und Tschirner, zunehmend Filme über und mit Frauen zu machen, darin zu suchen, dass Frauen „vor der Kamera insgesamt offener und kritischer und außerdem eher über Privates“ (65) sprächen als Männer. Böttcher galt (viele seiner Filme liefen nur in geschlossenen Vorstellungen) und gilt als unbequemer Filmemacher. Ihm lag daran, „den Widerspruch zwischen Propaganda und Wirklichkeit“ (99) zu zeigen. Er filmte Frauen nie voyeuristisch, schon gar nicht „mit sexistischem Blick“ (100). Das gilt auch für die beiden anderen Filmemacher. Koepp hatte den langem Atem – und die finanziellen Mittel –, seine Langzeitdokumentation über die Textilarbeiterinnen von Wittstock zu drehen, die die Veränderungen im Leben einiger Frauen z.T. bis in die 90er Jahre verfolgt – bis hin zur nie für möglich gehaltenen totalen Abwicklung des modernen Frauenbetriebs in den 90er Jahren. Koepps Arbeit ist ein unersetzbares filmisches Dokument der wechselvollen Zeit- und der Patriarchatsgeschichte in Deutschland.

Im Beitrag „Von der Endzeit- zur Umbruchssituation“ von Rainer Ferchland geht es laut Untertitel um „Gender-Aspekte 1987/88 und 1990 in der DDR, analysiert auf Basis der soziologischen Befragungen SD87, IU88 und UF90“. Da die offizielle Politik wie auch die Gesellschaftswissenschaften der DDR davon ausgingen, dass „mit der sozialen Frage auch die Frauenfrage“ (120) gelöst sei, habe die Geschlechterfrage nicht zu den „Untersuchungsschwerpunkten der Befragungen und der Gesellschaftswissenschaften überhaupt“ (180) gehört. Ferchland unternimmt es nachträglich, dieses Material unter dem Genderaspekt auszuwerten. Er bietet Dutzende von Tabellen und Diagrammen, die die ungleiche Verteilung der Ressourcen zwischen den Geschlechtern und damit verbundene „differentielle Teilhabemöglichkeit“ (120) belegen. Seine Auswertung ergibt, dass in der DDR sozialisierte Frauen zum nicht geringen Teil 1988 höher qualifiziert waren als Männer, aber schlechter bezahlt wurden. Dennoch führe die soziale Benachteiligung von Frauen „nicht zu höherer Unzufriedenheit“ (161). Dieser Widerspruch könne damit zu tun haben, dass für ältere Frauen trotz der Benachteiligung gegenüber Männern „die erheblichen emanzipatorischen Fortschritte“ (139,160) den Ausschlag gaben. Stärker verbreitete Unzufriedenheit sei vor allem unter jüngeren Männern zu beobachten. Ergebnisse von Befragungen in der DDR 1987 und in der BRD 1988 werden auf den Seiten 144-156 vergleichend gegenübergestellt und ein gewisser Gleichstellungsvorsprung der ostdeutschen Frauen abgeleitet. Viele Tabellen zeigen markante Geschlechterdifferenzen im Hinblick auf Fragen nach Gründen für Zufriedenheit bzw. Unzufriedenheit auf den verschiedensten Gebieten des Lebens. In seinen „Gedanken zum Schluss“ charakterisiert er deutlich die Begrenztheit seines Materials. So müsse auch offenbleiben, warum die Befragung 1988 – ein Jahr vor dem Kollaps – keine merkliche Unzufriedenheit mit den DDR-Zuständen erkennen lässt. Die Antworten hängen von den Fragen ab. Da Befragungen von Oben gesteuert wurden, konnten/wollten die Fragenden unbequeme Fragen (z.B. nach Ansichten zu Perestroika und Glasnost) nicht stellen. Die Publikation von 2009 ergänzt die von 2004 um wesentliche Aspekte. Beide zusammen sind ein Beitrag, um zu einem adäquaten Bild vom Verhältnis von Emanzipation und Patriarchat in der DDR zu kommen. Eben dies ist ein überaus widersprüchliches Bild.